

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

38 (15.2.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 14

Natalie Liebkecht!

In der „Neuen Zeit“ schreibt Gen. Webel über die Verstorbene: Nöt und ein halb Jahre sind im Strome der Zeit verjunken, seitdem wir Liebkecht, unseren Alten, zur letzten Ruhestätte geleiteten. Jetzt ist ihm seine Gattin gefolgt, mit der er zweieinunddreißig Jahre in glücklicher Ehe gelebt. Und wie Liebkecht mitten in jener Augustnacht jah und unerwartet für uns alle vom Tode getroffen wurde, so hat auch seine Gattin das Glück gehabt, nach kurzer, fast schmerzloser Krankheit, ohne Ahnung, daß ihre letzte Stunde geschlagen habe, aller Menschen Los zu verfallen.

In Natalie Liebkecht ist eine tüchtige, geistig hochstehende Frau und eine vorzügliche Mutter dahingegangen. Natalie Liebkecht stammte aus einer gut bürgerlichen Familie mit starken politischen Interessen. Ihr Vater, der Hofgerichtsadvokat Reh, war in den Bewegungsjahren Mitglied des ersten deutschen Parlaments in Frankfurt und zeitweilig dessen Vizepräsident gewesen. Daß der Vater Nataliens in jener Zeit Offenbach im Frankfurter Parlament vertrat, war mit einer der Ursachen, daß, als Liebkecht im Jahre 1881 gleichzeitig in Mainz und in Offenbach gewählt wurde, er den günstigeren Offenbacher Kreis dem Mainzer vorzog.

Daß Liebkecht mit Natalie Reh bekannt wurde, war eine Folge seiner politischen Betätigung. Im Frühjahr 1888 reisten er und ich nach Hessen, um dort mehrere bürgerlich-demokratische Kandidaten für die Wahlen zum ersten Zollparlament gegen die Nationalliberalen zu unterstützen. Bei dieser Gelegenheit kamen wir auch nach Darmstadt und wurden von Professor Louis Büchner, dem bekannten Verfasser von „Kraft und Stoff“, zu Tische geladen. Hier lernte Liebkecht Natalie Reh kennen, die mit Frau Büchner befreundet war.

Liebkecht war zu jener Zeit schon ein Jahr lang Witwer. Seine erste Frau, die mit ihm das Glück geteilt hatte, war im Frühjahr 1887 in Leipzig nach längerem Leiden gestorben und hatte ihm zwei Töchter hinterlassen, die späteren Frauen Geiser und Swienty. Er hatte also das natürliche Verlangen, wieder in geordnete häusliche Verhältnisse zu kommen, und da er sich ihm in der Augen und redogewandten Natalie Reh die Gesuchte. In dem nächsten Tage die Rolle des postillon d'amour übernehmen und durch Frau Büchner eine zweite Zukunft vermitteln. Vier Monate später war die Hochzeit.

Natalie kam zunächst in Verhältnisse, die sich von rein proletarischen in nichts unterschieden. Es ist daher begreiflich, daß es ihr, die an eine gewisse Behaglichkeit der Existenz gewöhnt war, nicht leicht wurde, sich in die neue Ordnung zu finden. Aber sie war entschlossen, an der Seite ihres Mannes auszuhalten und mit ihm für eine bessere Existenz zu kämpfen. Der Erfolg blieb schließlich nicht aus. Freilich war in jener Zeit die Frau eines sozialdemokratischen Führers wie Liebkecht, ganz abgesehen von der ärmlichen finanziellen Grundlage, nicht auf Rosen gebettet. Nach kaum zweijähriger Ehe hatte Liebkecht mit Geiser und mir eine fast dreieinhalbjährige Unternehmungshaft wegen angeblicher Vorbereitung zum Hochverrat zu bestehen, und zwar in der schlimmsten Zeit für die noch kleine Partei, mitten im Krisensturm des Winters 1870/71. Alsdann folgte unsere beider Verurteilung zu zwei Jahren Festungshaft; weiter erteilte Liebkecht 1876 eine sechsmonatige Gefängnisstrafe. Dann kam das Sozialistengesetz, das ihm abermals die kaum leidlich geordnete Existenz vernichtete und ihn gleich anderen unter uns vom Jahre 1881 bis zum Falle des Sozialistengesetzes, Ende September 1890, aus Leipzig verbannte.

Liebkechts glückliche Natur setzte sich über alle diese Schläge mit beneidenswertem Optimismus hinweg, aber seine Gattin hatte das schwere Teil zu tragen. Sie hatte im Laufe der Jahre ihrem Manne fünf Knaben geboren, die mit dem Ungeheim gesunder, kräftiger Zungen ihre Anforderungen an die Mutter stellten. Hier stand Natalie Liebkecht auf der Höhe. Daß sie es fertig brachte, bei aller materieller Misere ihre Söhne zu tüchtigen Menschen zu erziehen, war ein Meisterwerk, für das sie nicht nur den Dank ihrer Kinder erwarb, die sämtlich bis zur letzten Stunde mit zärtlicher Liebe an ihr hingen und ihr das dankbarste Andenken bewahren werden, sondern das ihr auch, lebten wir in einer gesunden Gesellschaft, den Dank dieser Gesellschaft eingetragen hätte. Und wie suchte sie ihre Kinder vor jeder Unbill zu schützen, die nicht ausschließ, waren es doch die Kinder Liebkechts. Eine Edwin kam ihr Zunges nicht tapferer verteidigen, wie sie mit denen umging, die einem ihrer Kinder zu nahe getreten waren. Bei allen häuslichen Sorgen und Arbeiten erfuhr aber ihr Interesse für das Allgemeine nicht die geringste Abstumpfung. Mit einer geistigen Frische und einer körperlichen Beweglichkeit, die bei ihrem Alter, das die Siebenzig überjährt, erstaunlich genannt werden muß, verfolgte sie alle Vorgänge in der Partei und im öffentlichen Leben. Daneben war sie eine begeisterte Freundin guter Musik und der dramatischen Kunst, die sie nach Maßgabe ihrer Mittel genoß.

Nicht bekannt ist weiteren Kreisen, daß, als es sich 1890 darum handelte, nach dem Fall des Sozialistengesetzes eine neue Parteiorganisation aufzurichten, deren Zentrale nirgends anders als in Berlin sein konnte, Frau Natalie es war, die ihren Mann zur Ueberfiedlung nach Berlin bestimmte. Liebkechts Herz sehnte sich nach Leipzig. Als der Alte auf die Auseinandersetzungen von Singer und mir einzah, daß er einen schmerzlichen Stand habe, erklärte er, die Ueberfiedlung von der Zustimmung seiner Frau abhängig machen zu wollen. Diese zu erlangen fiel mir zu. Mein Schreiben hatte den gewünschten Erfolg, und ich weiß, sie hat die Ueberfiedlung nach Berlin nie bereut, auch brachte dieselbe die Familie in erheblich bessere wirtschaftliche Verhältnisse.

Weit länger als der Vater hatte Frau Natalie das Glück, zu sehen, was ihre Söhne leisteten, und sich an dem Heranwachsen einer Schar Enkel zu erfreuen. So ist ihr im Alter einigermäßen nachgeholt worden, was sie in ihren jüngeren Jahren entbehren mußte.

Alle, die sie kannten, und dieser Kreis ist ein großer, denn auch auf den nationalen und internationalen Parteikongressen, die sie häufig besuchte, war sie ein gern gesehener Gast, werden ihr ein freundliches Andenken bewahren. Nun ruht sie an der Seite des Mannes, mit dem sie jahrzehntelang Freund' und Leid geteilt.

Die Heimkehr.

Man schreibt der „Frankf. Ztg.“ aus Italien: Die Flüchtlinge aus Reggio lehren jetzt in ihre Heimat zurück, die Züge der jonischen Linie, die allein im Betrieb ist, sind voll von ihnen, und die Fährboote sehen jeden Tag Hunderte auf den halberfunkenen Anis des Hafens von Reggio ab. Aber man ist noch nicht darauf vorbereitet, so viele Menschen zu beherbergen: die Gemeinde hat 2800 Buns für Einfamilien-Paraden verteilt, bisher sind jedoch kaum vierhundert Paraden fertiggestellt. Die Kommission für die Verteilung der Wohnungen werden fortwährend von einer bettelnden Menge verfolgt, und wenn die jeden Tag fertiggestellten zehn oder fünfzehn Wohnungen angewiesen werden, so machen diejenigen, welche nicht befriedigt werden können, ihrer Enttäuschungen durch wüstes Geschimpf und schelles Pfeifen Luft. Am Abend halten sie dann mit Kind und Regel vor der Parade eines Freundes oder Verwandten, wo sie

losch, die für die Pfahlroste ihrer Stadt und ihre Schiffe den Eichenwald niederzuschlagen, der einst auch das Karstgebirge der Meeresufer übergrünete, und den dann der slawische Hirte mit seinem Weidewieh nicht mehr aufgenommen ließ, als es noch Zeit war. Heute ist es vielleicht zu spät. Oesterreich hat sechzig Millionen Bäume pflanzen lassen im irrtümlichen Karst — und noch immer ist der Lichtschidenboden graufige Wildnis.

Heute ist es zu spät für das verachtete Gelas, für das verarmte Syrien und die verrottenen Jonischen Inseln. Albanien, das „weiße Land“, war im Altertum ein schwerer Wald. Solange Wald die Bodentrume auf den griechischen und kleinasiatischen Gebirgen festhielt, grünte dort das Paradies von Europa. Das wußte der naive Naturglaube wohl; nicht umsonst sagte man im alten Syrien: der Tau des Hermon befruchtet die Landschaft. Aber im großen Drama der Antike blieb Gelas nicht frei von Schuld. Kriegsläufe, Unverstand, Sabuch, Abkehr von der Natur, das Eindringen slawischer Hirtenvölker, das sind die einzelnen Szenen im Trauerspiel vom Untergang der alten Gärten Griechenlands. Die Wälder fielen. Man hüftete in Byzanz über die dogmatische Bedeutung des Buchstabens i, duldete aber gelassen, daß sich Günstlinge der Päpsten der Wälder bemächtigten. Man strüpfte die Strafe Gottes, wenn man um eine Linie von der Rechtgläubigkeit abwiche, aber man vergaß, daß die Strafen des Unverstandes nicht weniger hart sind. Und man müßte unverständlich im Orient, der einen baumfeindlichen Himmel hat. Griechenland verdorrte buchstäblich. Wo die Garten- und Rosenstädte der Asia minor ihren Glanz bereiteten, ist heute steinige Halbwüste. Nirgends gibt es jetzt so kahle und unfruchtbare Felsen, wie am türkisch-griechischen Ristenbaum. Seine Berge liegen da, wie ein bleicher Leichnam erstorbener Natur, und ihr traurig weißes Leuchten zwischen heiter blauem Meer und traurigen Himmel sagt dem Menschen:

Berechne den Wald und schone ihn, denn er ist der Bürge deines Lebens!

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Ein Tischlermeister als Dramatiker. Aus Oldenburg wird geschrieben: Man war hier nicht wenig erstaunt, als die Generalintendant (v. Nadelst) des Hoftheaters ein Drama „Kinder der Sehnsucht“ von einem schlichten jungen Tischlermeister August Heinrichs ankündigte, einem bescheidenen Manne, der, aus der Volksschule hervorgegangen und das väterliche Handwerk fortsetzend, bisher wenig von sich hatte reden machen. Ein Turnerfestspiel, einige plattdeutsche Schürren, das war alles, und nun ein Drama großen Stils, ein Streifstück! Nun, der Handwerkermeister hat sich auch als angehender Bühnenmeister erwiesen: sein Stück ist entschieden die Probe eines Talents und zeigt in mancher Einzelheit, vor allem in der Diktion, eine Reife, die auch dem Bühnenpraktiker imponiert. Kinder der Sehnsucht sind die Arbeitermassen, die nach Licht und Lebensfreude emporklingen und nach menschenwürdigen Dasein schmachten. Auf der Walze hat der Verfasser sie tausendmal gesehen, gefasst, ihnen ins Herz geschaut. Er sucht also Erlebtes und Erlebtenes zu gestalten. Der Fabrikantensohn sucht seine Arbeiter geistig hinaufzubilden durch Vorträge, Wohlfahrtseinrichtungen usw. Aber es bemächtigt sich ihrer ein Agitator, kein gewissenloser Geher, sondern ein Apostel der Verdriicken jeter organisiert sie alle zum Lohnkampf und zur Erlangung von Anteil am Gewinn. Mit flammenden Worten predigt er die Erfüllung der Sehnsucht.

In diesem Augenblick fällt die erregte Masse in die Hände eines vom Fabrikanten tödlich beleidigten Werkmeisters, und er gebraucht sie als Instrument seiner Rache. Mord und Totschlag, Brand und Zerstörung ist das Ende, ehe die Mitleideten zur Befinnung kommen. „Gaben wir das getan? Wie war das möglich —?“ so fragen sie zerschmettert am Schluß! Der dritte Akt ist eine Vollsjene von durchschlagender Kraft, der dritte fällt etwas ab. Aber wer mit 29 Jahren im ersten Anlaufe diesen Erfolg errungen hat, der hat gewiß noch mehr zu sagen. — Der Großherzog wohnte der ganzen Vorstellung bei.

Bedrohete alte Brücken. Der alten Mainbrücke in Frankfurt a. M. droht jetzt ernstlich die Gefahr des Abbruchs. Das

schreckliche Baudenkmal, das Wahrzeichen der alten Reichsstadt, soll ohne zwingende Notwendigkeit einem Neubau Platz machen, der angeblich gerade so schön, aber für die modernen Verkehrsbedürfnisse praktischer sein soll. Die Mainbrücke, eines der wenigen noch erhaltenen Beispiele mittelalterlicher Brückenbaukunst, soll das gleiche Schicksal, wie unlängst ihre Dresdener Schwester erleiden; auch der Regensburger Kollegin droht bekanntlich die gleiche Gefahr. Die Frankfurter Brücke, die Goethe „das einzige schöne und einer so großen Stadt würdige Monument aus der früheren Zeit“ nannte, wurde im Gefolge des Krieges von 1808 Eigentum des preussischen Fiskus. Dieser hat für ihre bauliche Instandhaltung seither wenig getan. Daher wird sie jetzt als baufällig und reif zum Abbruch dargestellt. Die wegen Abtretung des Brückeneigentums zwischen Stadt und preussischem Staat schon lange schwebenden Verhandlungen sollen dem Abschluß nahe sein. Das Schicksal der alten Brücke wird damit besiegelt; denn man sieht städtischerseits in ihr ein Hindernis für den Schiffsverkehr. Dabei würde aus Fachkreisen nachgewiesen, wie man eine Erhaltung der Brücke gleichzeitig mit der Erfüllung der Verkehrserfordernisse ermöglichen kann. Nur wenn der preussische Staat die Brücke noch vor Abgabe unter Denkmalschutz stellt oder ihre Erhaltung zur Verkaufsbedingung macht, kann die Brücke gerettet werden. Ihr Abbruch aber und Ersatz durch einen Neubau wäre geradezu ein Hohn auf die heutigen Bestrebungen der Denkmalspflege und des Heimatstübes.

Medizinisches.

Das schlechte Weißbrot. In Stuttgart gelten bezüglich des höchst zulässigen Wassergehaltes von Brot die Vorschriften, daß die Krume von gut ausgebackenem, vollkommen erlanktem weißem Brot nicht über 45 Prozent, von schwarzem Brot nicht über 48 Prozent Wasser enthalten soll. Nach den Untersuchungen von O. Regger entsprach weder das Weißbrot noch das Schwarzbrot diesen Forderungen, und zwar genügten ein Schätzel der untersuchten Schwarzbrotproben und drei Bierel der untersuchten Weißbrotproben den Vorschriften nicht. Da aber nur bei einigen der Brote die Beschaffenheit der Krume als leicht bezeichnet werden konnte, so müssen die Verschiedenheiten in den Eigenschaften der zur Verwendung gelangenden Mehlsorten liegen. Es kann also in den ortspolizeilichen Vorschriften nur verlangt werden, daß das Brot gut ausgebacken sein muß.

Aus den Witzblättern.

„Jugend“.

Familienbände. „Wie viel Geschwister kam S denn, Freißn?“ — „I woah net genau . . . i bin seit der ersten Ra-dout nimmer hoamkumma!“

Aus der Polizeianzeige. Im Weste der verm. Lehmann wurden schon wiederholt Gänsefedern vorgefunden, welche mangels Ausweises in Diebstahlsverdacht gerieten. Zur Bedeckung ihrer Unschuld hat sich die Lehmann neuerdings einen Gänsefedern angekauft.“

Der Direktor eines zoologischen Gartens war in Urlaub. Er erhielt von seinem Assistenten einen Bericht der mit den Worten schloß: „Der Schimpanse kränkt. Er scheint sich nach einem Kameraden zu sehnen. Was sollen wir tun, bis Sie zurückkehren?“

Schadenfreude. „Mei! Alte is heut! Wenn aa auf a Redoubt, jetzt möcht, i bloß ' G'richt von ihrem Galan seh'n, wenn sie sich demaskiert!“

Literatur.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, Paul Singer) ist das 20. Heft des 27. Jahrganges erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Aus Polochs Schuldbuch. — Natalie Liebkecht! Von A. Webel. — Der Kampf ums Dasein. Von Gustav Eckstein. — Ein theoretischer Kulturkampf. Von Ant. Pannekoek. — Die persische Revolution. Von Tigran Derwisch. — Literarische Rundschau: Dr. Konrad Suenther, Vom Urtier zum Menschen. Von ew. Alexander Sololowsch, Beobachtungen über die Psyche der Menschenaffen. Von A. R. A. Plate, Der gegenwärtige Stand der Abstammungslehre. Von ew.

Schon ein Duzend Mal weggeschickt worden sind, weil kein Platz da ist, und es entspinnt sich folgendes Gespräch:
„Gebatter, seid mildtätig, nehmt uns für diese Nacht, nehmt wenigstens die Kinder.“
„Aber habt doch Geduld, wir selber haben ja keinen Platz!“
„Dann werden wir hier bleiben, vor Eurer Tür. Ihr habt ja kein Herz mehr für uns, Gebatter!“

Und sie lassen sich erschöpfen, ohne Trost und ohne Hoffnung, vor der Tür nieder. Die Weiber beginnen leise zu schluchzen, und die heißen Tränen laufen ihnen über das abgemagerte Gesicht auf die Köpfe der Kinder, die sie an der Brust halten... Die Nacht ist herabgekommen, mild und voll Mondenscheins, und aus dem Dorf von Holz, dessen dünne Wände nichts Intimes verbergen, dringt das Gesumme gemeinsam geleiteter Gebete hervor. „Ach gesegneter Gebatter, laßt uns wenigstens eintrüben, um den Rosenkranz mit Euch herzusagen.“ Und diesmal öffnete sich die Tür. Die Obdachlosen treten ein, um wenigstens für diese Nacht nicht mehr herauszugehen. Sie beten erst und erzählen sie die Epiphanie aus dem Egel, die Odyssee ihrer Mühsal und wie sie auf dem Hofe des Rathhauses haben warten müssen, wo man auf der einen Seite Baracken verteilt und auf der andern Seite Särge für die Toten zimmert, die immer noch unter den Trümmern hervorgezogen werden.

Aber die Zurückgekehrten haben aus der Fremde die Ueberzeugung mitgebracht, daß sie nur in der Heimat leben und sterben können. Dann wird es Zeit zu schlafen. Die Gäste sehen sich an und lächeln traurig. Wie kann man sich einrichten? In dem engen Raum stehen einige schmale Betten ganz eng aneinander, und ihnen gegenüber macht sich ein ungeheures Familienbett breit. „Vorwärts“, so entscheidet der Familienvater, „die Männer auf eine Seite, die Frauen und Kinder auf die andere und dann gute Nacht!“

Vom Ohr.

Man hat schon oft Auge und Ohr miteinander verglichen, um zu erfahren, welches von beiden Organen mehr jenes harmonische Ganze der Vollkommenheit darstellt und welches von beiden jenen hohen Grad der Einheit der sie bildenden Teile erreicht. Wenn man nun zugeben muß, daß das Auge dem Mikroskop und dem Fernglas in allen Beziehungen untergeordnet ist und auch andere optische Instrumente dem Sehorgan mindestens gleichgestellt werden können, so läßt sich doch nicht leugnen, daß das Auge viele Mängel und Unvollkommenheiten hat. Auch der berühmte und geistvolle Physiologe Helmholtz hat dem Sehorgan unbedingt die Palme gereicht, das alle bisher erfundenen akustischen Erfassungsmittel weit hinter sich läßt.

Der Sinn des Hörens, wenn er gesund ist, täuscht nie, und wir können eher seine zarte Vollkommenheit bewundern, als eine Verirrungen befürchten. Der Vorzug gilt selbstverständlich nur dem unverletzten Organe, das leider eben durch die Feinheit Angriffen ausgesetzt ist, welche früher oder später eine Schwächung der Tätigkeit nach sich ziehen, die man Taubheit nennt. Es gibt viele Leute, die keine Minute daran zweifeln, daß ihr Gehör vollkommen gesund sei, und ihre Krankheit darum nicht merken, weil im Anfang kaum etwas wahrnehmbar wird oder das Uebel sich nur auf ein Ohr erstreckt, während das andere tadellos wahrnimmt. Man hat annähernd berechnet, daß von sechs oder sieben Personen mindestens eine früher oder später im Laufe des Lebens das Opfer einer Ohrenkrankheit wird. Diese Ziffer ist wohl nicht zuverlässig, doch ist es unleugbar, daß zweimal Fragende sehr gewöhnlich sind und daß man sie auf der ganzen Welt in allen Schichten findet.

Sehr wichtig ist der Einfluß, den eine frühe Taubheit auf die geistige Entwicklung des Kindes ausübt. Der Ausgangspunkt, die Grundlage aller Erkenntnis ist die Erfahrung der Sinne. Die durch äußere Gegenstände hervorgebrachten Eindrücke gehen aufs Gehirn über und liefern durch Vermittlung der Sinne dem Geiste den Stoff zur Ideenbildung.

Wenn die sinnliche Empfänglichkeit eines Menschen von früher Kindheit an unklar und dunkel war, können wir uns nicht wundern, wenn auch seine spätere Intelligenz und sein Charakter den Stempel des unklaren Bewußtseins an sich tragen.

Man hat sich schon oft gefragt, ob Taubheit oder Blindheit ein größeres Unglück sei. Man geht in der Entscheidung dieser Frage zu bedingungslos vor und zieht besondere Umstände, wie das Alter, gar nicht in Betracht. Der Erwachsene in der Freiheit seiner Bewegungen leidet wohl weniger unter dem Einfluß der Taubheit als unter dem der Blindheit. Der Taube ist unabhängiger, mehr in der Lage, sich zu beschäftigen und sich zu erhalten, abgesehen davon, daß vollkommene Taubheit doch seltener vorkommt, und daß der Verlust des Gehörs durch Lektüre und Zeichensprache teilweise ausgeglichen wird.

Ganz anders entscheidet sich die Frage beim Kinde, wenn eines der beiden Gebrechen mitgeboren oder in früher Kindheit erworben wurde; denn hier ist der Kranke zugleich auch stumm und muß man doch zugeben, daß der Blinde sich auf eine unverhältnismäßig bedeutendere gesellschaftliche Stellung erheben kann als der Taubstumme, weil seine moralischen und geistigen Anlagen einer viel höheren Entwicklung fähig sind.

Im allgemeinen kann man sagen, daß der Taube mehr von der Welt der Personen, und der Blinde von der der Gegenstände getrennt ist. Eine besondere Rolle spielt in allen Ohrenkrankheiten eine beinahe katastrophische Resignation, die das freie Feld dem verderblichen Fortschritt des Feindes überläßt; und doch wünscht die Erkrankung des Gehörorgans früh in ihrem Entstehen bekämpft, mit der Wurzel vertilgt zu werden, wozu die moderne Wissenschaft uns wirklich mächtige Waffen liefert und wenn die erforderlichen Maßregeln frühzeitig ergriffen würden, gäbe es unmöglich in reiferen Jahren oder im Alter so viele Unglückliche, denen von dem an Genüssen so reichen Sinne nichts bleibt als ein schwaches Echo oder die Erinnerung glücklicher Tage, die nie mehr wiederkehren.

Landgrebe.

Die Arbeiterfrau und die Kleiderreform.

Als man vor Jahren die ersten Reformkleider sah, da dachten wohl die Wenigsten daran, daß diese den Anfang einer Bewegung bedeuteten, die heute schon einen solchen Umfang gewonnen hat, daß auch die Arbeiterin und Arbeiterfrau nicht unachtsam an ihr vorübergehen kann. Es gibt gewiß noch viele, oder besser die überwiegende Mehrheit ist es, die da meint, es handle sich dabei um eine Modefache, aber es ist nun einmal „Mode“, alles, was in den Ruf gekommen, eine Modefache zu sein, als ein Etwas zu betrachten, das bald dem Vergessen übergeben wird. Und da besonders in den Kostümen unserer Frauen im Laufe weniger Jahre die größten Gegenätze zu sehen waren, und auch stets die mutigsten Fürsprecher fanden, so nimmt es wohl nicht Wunder, wenn die Reformkleider bei ihrem ersten Erscheinen und zum Teil auch heute noch mit einer gewissen Geringschätzung begrüßt wurden. Es muß auch zugegeben werden, daß viele Reformkleider nur deswegen getragen wurden, weil ihre Trägerinnen glaubten, damit das „Neueste“ zu zeigen. Ich behaupte sogar, daß auch dann, als schon viele eingesehen hatten, daß die Kleiderreformbewegung doch mehr sei als eine Modefache im landläufigen Sinne des Wortes, gar manche Frauen die Reformkleider nur deswegen nicht ablegten, weil sie eben noch nicht allgemein waren. Dafür spricht schon der Umstand, daß man schon allerhand neue Benennungen suchte, um das lästige Wort „Reformkleid“ nicht mehr hören zu müssen. Daß dabei der Name „Eigenkleid“ den größten Anklang gefunden hat, bestätigt nur die obige Behauptung.

Man hat auch allerhand triftige Gründe, um aus dem Reformkleid ein Eigenkleid zu machen, da forderte vor allem die Kunst ihr Recht. Den Anforderungen, die das Kunstempfinden an die Kleidung stellt, kann nur im Eigenkleid genügt werden. Das ist richtig. Denn nur dieses erlaubt, daß die Eigenheiten der Person berücksichtigt werden können, z. B. die Haarfarbe, Gestaltform, Haltung usw. Es wäre allerdings zu begrüßen, wenn es gelingen sollte, unseren Frauen die Möglichkeit zu geben, sich so zu kleiden, daß es das Auge der Mitmenschen immer

erfreuen möchte, aber da dies vorläufig ja nicht denkbar ist, so bleibt das Eigenkleid das Privileg derer, „die es haben“.

Man hat aber noch eine andere Begründung für das Eigenkleid. Die deutsche Frau ist nationalstolz geworden. Sie will zeigen, daß sie unabhängig von Pariser, englischer oder Wiener Mode, ihre eigene Mode hat; sie will versuchen, da mit die Welt zu erobern. Nur schade, daß sie vergißt, zum deutschen Kleid die deutsche Stoffe zu verwenden. Wenn wir auch der Nationalitätstheorie fernstehen, so freuen wir uns doch, wenn sich unsere Nation auf friedlichem Wege einen Erfolg erringt. Es ist aber zu befürchten, daß man im Ausland beim Worte „deutsche Mode“ vor allem an „deutsche Uniform“ denken wird.

Aber außer Kunst und Deutschum hat noch ein anderer Interesse am Reformkleid, das ist der Hygieniker. Und seiner Fürsprache muß auch die Arbeiterfrau Gehör schenken. Allerdings handelte es sich nun nicht allein um Reformkleider, sondern um Kleiderreform. Von der Beschaffenheit unserer Kleidung hängt zu einem großen Teil unser körperliches Wohlbefinden ab. Daß wir dabei nicht nur die Oberkleidung im Auge haben können, ist selbstverständlich. Ja, die Reformierung der Unterkleidung ist wohl die Hauptsache. Nebenbei soll bemerkt sein, daß die letzten drei Sätze auch auf die Männerkleider zutreffen.

Der Hauptfehler unserer jetzt üblichen Frauenkleidung ist unstreitbar das Korsett. Nun weiß ich allerdings nicht, ob nicht sehr viele Arbeiterinnen diesen Panzer tragen. Jedenfalls huldigen alle dem System, die Taille durch Bänder zu beengen. — Eigentlich wäre es Sache eines Hygienikers, an dieser Stelle auf die Mängel und deren unausbleibliche gesundheitliche Schädigungen hinzuweisen. Ich muß mich heute darauf beschränken, hinzuweisen, daß bei der Reform der Frauenkleidung mit der Entfernung jener beengenden Bänder begonnen werden muß. Denn es hat doch keinen Zweck, ein loses Oberkleid über eine zu enge Unterkleidung zu hängen. Ein weiterer Schritt wäre das Tragen eines geschlossenen Cheviot oder Tuchbeinkleides, welches zwei Unterröcke ersetzt, dann Entfernung der hohen Stehragen und nicht zuletzt bequemeres Schuhwerk. Zuletzt erst kommt „das Reformkleid“.

Die vorgeschlagene Reform kann ohne große Unkosten mit etwas gutem Willen ohne weiteres von wohl allen Arbeiterfrauen durchgeführt werden. Die kleine Mühe wird sich reichlich lohnen. Es kann auch Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen nicht gleichgültig sein, wenn auch die Möglichkeit gegeben ist, Krankheiten bei sich selbst, Krankheiten eurer Kinder und damit Not und Unfrieden in euren Familien zu bekämpfen. Und — auch euch gilt, was den anderen gilt, auch ihr werdet schöner sein, wenn ihr die natürlichere Tracht tragt; doch das sollen euch eure Männer sagen.

Nun zum Schluß noch eines, was ja bei allen derartigen Neuerungen den Ausschlag geben muß, das ist der Kostepunkt. Auch da zeigt es sich, daß wir für die Kleiderreform stimmen müssen. Das Reformkleid braucht nicht nur nicht mehr, sondern weniger Stoff als ein anderes Kleid, und so ist es auch mit der verwendeten Arbeitszeit. So verhält es sich auch mit der Unterkleidung. Bemerken will ich nur noch, daß man allerdings angepriesenen Stoffen, auch porösen, mit dem größten Mißtrauen gegenübersehen kann. Wenigstens sollte man sich fürs erste Mal mit einer kleinen Probe genügen lassen.

A. D o m s c h.

Des Waldes Rache.

Die Anstrengungen aller Kulturstaaten, die ländliche und städtische Bevölkerung vor den Folgen der sinnlosen Entwaldung zu schützen, haben in den letzten Jahrzehnten die Wissenschaft vom Walde in einem weit höheren Grade gefördert, als es in der Vorzeit der Fall war. Das Studium der Bedeutung des Waldes nicht nur als „Holzlieferant“, sondern als Unwettersturz, als Luftreiniger, als Urbarmacher des Landes und Verbesserer des Klimas hat sich zu einem besonderen Zweig der Botanik ausge-

wachsen. Einer der eifrigsten Forscher in dieser Richtung, R. S. France, hat es unternommen, in einem Werk „Aus dem Leben des Waldes“ die Tragödie zu schildern, die ganze Landstriche Europas betrafen, nachdem Menschenhände in den Baumreichthümern habgierig gewüthet und gemordet. Diese Schlachtenberichte aus dem Leben des Waldes erinnern an das Wort ex ossibus Anis („aus deinen Gebeinen wird ein Rächer entstehen“). Noch heute leidet Frankreich darunter, daß es vor und während der großen Revolution seine Wälder niederzuschlug, um Gold aus Holz zu machen. Drei Millionen Hektar Wald ließ damals (vor mehr als 100 Jahren) eine wahnwitzige Spekulantenschar fällen und noch heute muß infolge dessen Frankreich für mehr als 100 Millionen Franken Holz im Auslande kaufen, nachdem es allein doppelt so viel ausgegeben hat, um nur im französischen Teil der Alpen, wo die Folgen der Entwaldung am verheerendsten auftraten, durch Aufforstung des ärgsten dieses nationalen Waldverfalls wieder gut zu machen.

Auf die Sünde wider die Natur ist Todesstrafe gesetzt. Die Landschaft erstarrt, wo man sie ihres schönsten Schmuckes freventlich beraubt. Der Süden Europas ist ein warnendes Beispiel für jene, die nicht daran glauben wollen, daß die Natur strafen kann. In den südlichen Alpen begann dieses Sühngericht erst vor wenigen Jahrhunderten; die leblosen Einöden Syriens und der griechischen Berge beweisen, daß oft Jahrtausende nicht mehr gut machen können, was ein Geschlecht verdirbt hat.

Die Erfahrungen an den entwaldeten Abhängen der provenzalischen Berge haben erst in den letzten Jahrzehnten das Schulbeispiel geliefert, wie sich Entwaldung der Berge rächt. So verstehen wir, warum in Südtirol, in der Schweiz, auf dem Apennin Gegenden von einst sprichwörtlicher Leppigkeit steinige Wüsten geworden sind. Der französische Bericht über den Zustand der Alpen der Provence, die man durch systematische Entwaldung zugrunde gerichtet hat, gibt mit troden einfachen Worten ein erschütternd anschauliches Bild davon. Er sagt: Man kann sich in unseren gemäßigten Gegenden gar keinen Begriff von diesen brennenden Bergschluchten machen, wo es nicht einmal einen Busch gibt, um einen Vogel zu schützen, wo der Reisende nur da und dort einen ausgetrockneten Rabenstengel findet, wo alle Quellen versiegt sind, wo ein düsteres, kaum vom Gebirg der Insekten unterbrochenes Schweigen herrscht. Aber da bricht plötzlich in der Schwüle ein Gewitter los. Und dann wälzen sich in einem Nu in diesen geborstenen Becken von der Höhe der Berge Wassermassen herab, die verwüsten, ohne zu beschränken, die überfluteten, ohne zu erfrischen, und die den Boden durch ihre rasch vorübergehende Erscheinung noch öder machen, als er durch ihr Ausbleiben war. Der Mensch zieht sich notgedrungen aus diesen schauerlichen Einöden zurück, und die Dörfer werden verlassen.

So entstehen die berüchtigten Torrenten, die Wildbäche der Alpen, durch die jeder mehrtägige Sommerregen die Flüsse austreten und weit unten lodende Alpenfläme mit Schutt verheeren läßt, die unschuldig sind daran, daß Eigenmut und Unverständnis im Hochtal und Quellgebiet den Wald zerstört haben.

Die Zahlen der Statistik reden eine uns bestürzt machende Sprache. Frankreich hat 3000 solcher Wildbäche, Tirol südlich vom Brenner 522, das Ruzertal allein 171. Und jeder Wildbach ist eine Quelle von vielem Unglück und steter Armut. Er ist jederzeit bereit, als „Mure“ den Boden mitzureißen, als wandelnder Berg von Gesteinen, schlammiger Erde und Felsstrümmern in die Täler zu stürmen. Dann wehe den Dörfern, über die sich eine Mure ergießt! Die Häuser werden eingedrückt, der Wald wird weggefegt, seine mächtigen Stämme knien um wie Zündholz, und viele Jahre danach bleibt noch ein Felsenkar, unfruchtbar und wüth über einst reichen Feldern und lauschigem Wald.

Wo sich diese Tragödie oft wiederholt, dort wird das Schweigen der Verlassenheit dann heimisch. So könnten und müßten die ganzen Alpen betarmen; verkarsten, müßte auch der reiche Kranz der deutschen Mittelgebirge, wenn die Liebe zu unserem Wald so tief sinken würde, wie sie im Herzen der habgierigen venetianischen Krämer er-